

## Buchbesprechungen

### Systematische Theologie

*Wolfgang Speyer, Zwischen Traum und Wirklichkeit, Zeit und Ewigkeit. Der Mensch als das Wesen des „Zwischen“* (Salzburger Theologische Studien 51), Tyrolia: Innsbruck – Wien 2014, 264 S., 27 €, ISBN 978-3-7022-3349-5.

„Zwischen den Stühlen sitzen“ – eine unangenehme Situation, die aber nach den Ausführungen Wolfgang Speyers die natürliche Situation des Menschen, ja fast seine Wesenskonstitution ist, denn er ist das Wesen des „Zwischen“. Dies ergibt sich bereits aus seiner Verfasstheit. „Der Mensch gehört infolge von Zeugung sowie Geburt und Tod zur raumzeitlichen Welt der begrenzten Erscheinungen, und als Seele- und Geistwesen hat er wie das Universum teil an der Unbegrenztheit des Göttlichen.“ (12) Doch nicht nur der Mensch selbst, sondern auch die Wirklichkeit, in der er sich wiederfindet, wird von Gegensätzen/Gegensatzpaaren konstituiert. Diese sind auf eine Balance bzw. Einheit angelegt, welche der Mensch zu vermitteln hat. Das Zueinander unterschiedlicher Gegensatzpaare, zwischen denen der Mensch sich findet und zu denen er sich verhalten muss, bildet den zentralen Inhalt des vorliegenden Werkes. Es kann als Weiterführung des 2010 vom selben Autor vorgelegten Buches „Kosmos – Schöpfung – Nichts. Der Mensch in der Entscheidung“ [(Salzburger Theologische Studien 37), Innsbruck – Wien 2010] gelten.

Dem Fachgebiet des Autors entsprechend wird die Thematik im Übergang von mythischen zum myth-historischen Zeitalter verortet und anhand der Entwicklung vom Vorbewusstsein zum Be-

wusstsein behandelt. Das myth-historische Zeitalter meint eine Zeit des Übergangs, in der sowohl Mythos als auch Logos Einfluss auf den Menschen haben. Es wird ersichtlich, dass sich die menschliche Entwicklung und Auseinandersetzung mit den ihn bestimmenden Ambivalenzen sehr gut anhand der historisch passenden Mythen und Göttervorstellungen erkennen lassen.

Die acht Kapitel, welche zum Teil bereits als Zeitschriftenaufsätze erschienen sind, befassen sich mit der Konstituierung einzelner Gegensatzpaare und ihrer Auswirkungen auf den Menschen auf dem Hintergrund der historischen und anthropologischen Entwicklung. So werden gleich zu Anfang (I.) die große Thematik des Zueinander von Zeit und Ewigkeit behandelt und anhand von Zeitkreis und Zeitlinie die beiden Grundformen antiker Zeitvorstellung erklärt. Hier zeigen sich vielfältige Anknüpfungspunkte an die antiken Göttervorstellungen. Bei der näheren Betrachtung von Anfang und Ende (II.) kommt besonders die Entwicklung unseres Denkens in den Blick, um den Hintergrund des ursprungsmythischen Denkens zu erklären. „Das ursprungsmythische Denken, eine Art mythischer Aitiologie, ist das für uns älteste und früheste Fragen nach dem zeitlichen Anfang und nach dem Ursprung oder der Ursache von allem.“ (84) Es folgt eine kurze Analyse von Gegensatz und Einheit, auf welcher das III. Kapitel über Mitte und Zentrum aufbaut. Der Mensch und das Göttliche werden hierbei als Mitte und zwischen den Ambivalenzen der Wirklichkeit vermittelnd herausgearbeitet. Das IV. Kapitel befasst sich aus-

föhrlich mit dem immer wieder auftauchenden Mythos und seinem Verhältnis zu Dichtung, Philosophie usw. Die Entwicklung des Mythos erfolgt parallel zur Geschichte des menschlichen Bewusstseins, welche Speyer als das „Geheim-Offenbare“ (V.) charakterisiert. Wie häufiger im Buch erscheint auch hier das Bild der Uroboros-Schlange als hilfreich, da sie verdeutlicht, dass die Gegensätze zusammenfallen. Diese übergeordnete, transzendente Einheit zeigt sich als Urgrund der irdischen Vierheit des Wahren, Schönen, Guten und Heiligen (VI.), welche auf ihn zurückverweisen. Im VII. Kapitel geht der Autor auf eines der spannendsten und existenziellsten Gegensatzpaare ein, Gut und Böse, welche er als Grundgegensatz bestimmt. Abschließend erfolgt noch ein kurzer Exkurs zum Thema Unterwelt (VIII.).

Trotz der Vielfalt der behandelten Themen gelingt es dem Autor, das Bild des

Menschen als Wesen des „Zwischen“ immer wieder schlüssig darzustellen und eine differenzierte anthropologische Analyse, vor dem Hintergrund des Heraustretens des Menschen aus dem Vorbewussten ins Bewusstsein, vorzulegen. Diese – mit vielen hilfreichen und unterhaltsamen Hintergrundinformationen ausgestattete – Darstellung ermöglicht es dem heutigen Leser, mehr über sich selbst, seine Verhaltensweisen und seine Beziehung zur Wirklichkeit zu erfahren und zu verstehen. Hierzu stellt der Autor antike Mythen in ihrer heutigen und bleibenden Relevanz gut verständlich und angenehm zu lesen dar. Wer Freude an der Analyse der Entwicklung des Menschen auf dem Hintergrund antiker Geschichte hat, sollte einen Blick in dieses Buch werfen.

*Martin Grimm*

*Stefan Voges*, Konzil, Dialog und Demokratie. Der Weg zur Würzburger Synode 1965–1971 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 132), Ferdinand Schöningh: Paderborn 2015, 458 S., 58 €, ISBN 978-3-506-78212-0.

„Das Konzil eröffnen“ – so verstand sich der Theolog(inn)enkongress vom 6. bis 8.12.2015 zum 50. Jahrestag des Abschlusses und der damit beginnenden Rezeption des 2. Vatikanischen Konzils (1962–1965). Wie schon das Konzil in seiner Eigenart und Dynamik nicht zu verstehen ist ohne die Motive seiner Einberufung, die Vorgänge und Intentionen seines Vorbereitungsgeschehens mit seinen Vorentscheidungen, so auch das „Deutsche Konzil“, die Gemeinsame Synode der Bistümer der BRD von 1971 bis 1975. Der dicke Band der Synoden-

beschlüsse reicht nicht, um dieses Ereignis in seiner Bedeutung zu erfassen (so wenig wie das Konzilskompendium zum Verstehen des Konzils und seiner Wirkung genügt). Dazu verhilft vielmehr die hier vorgestellte Studie in vorzüglichem Maße. Sie arbeitet das Kräftefeld eines Abschnitts weichenstellender kirchlicher Zeitgeschichte auf und stößt den Erkenntnis- und Reflexionsprozess zur Wirkung der Würzburger Synode neu an.

In der Sache geht es nicht nur um die Rezeption der Ergebnisse des Konzils in und für die bundesdeutsche Kirche, sondern in einem doppelten Rezeptionsprozess darum, dass einer „Vertretung des Volkes Gottes [...] ihrerseits aufgetragen war, die Zeichen der Zeit zu erforschen und zeitgemäße Antworten auf die Fragen des Glaubens und Lebens zu geben.“ (425) Der Konzilsprozess geht

ortskirchlich in eine neue Phase und realisiert darin Ortskirche neu bzw. diese realisiert sich neu.

Dieser Vorgang wird umso spannender, als zwei wichtige Träger dieses Prozesses, die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, sich infolge des Konzils beide grundlegend zu erneuern, auch zu verändern gehabt hatten (einerseits die Aufnahme der gewählten Vertreter der Räte aus den Diözesen in das ZdK, das bis dahin nur aus Vertretern des Verbandskatholizismus bestanden hatte; ebenso verbindliches Statut für die bisher einvernehmlich, aber unverbindlich und nicht rechtlich geregelte Arbeit der Bischofskonferenz andererseits). Bei beiden Akteuren hatte eine erste Konzilsrezeption längst stattgefunden (ohne beendet zu sein, und zwar in ihrem von der konziliaren Ekklesiologie veränderten Selbstverständnis, Struktur, Mitgliederbestand und Verortung in der Kirche der Bundesrepublik, ...), als sie zu vorrangigen Trägern und Akteuren gemeinkirchlicher Rezeption wurden. Die damals begonnenen Veränderungen sind so selbstverständlich geworden, dass wir ihre Neuheit und Veränderungskraft heute leicht übersehen. Sie könnten das Potenzial dazu immer noch haben bzw. (weiter-)entwickeln.

Die kirchengeschichtlich-theologische Studie (die von ihrem Gegenstand her das Dilemma Geschichte – Theologie überwinden will und kann) reflektiert die Konzilsrezeption als historischen Prozess und theologisches Kriterium (23–31). Sie erkennt die Kirche als „beständige“, „beispielhafte“, „unabschließbare“ Rezeptionsgemeinschaft, die als (örtliches) Volk Gottes zum Ort und Organ des *sensus fidei fidelium* werden kann – im Dialog mit allen, ob kirchenintern und kirchenextern (vgl. GS 92).

Das II. Kapitel fasst Situation und Entwicklung der Akteure der Konzilsrezeption ins Auge: die Bischofskonferenz, das ZdK, das Kirchenvolk (in der Krise), Priestergruppen (formierte Enttäuschung), prägende Personen (Generationswechsel). Die Hildesheimer Diözesansynode, die erstmals Laien als Synodale voll in eine Diözesansynode einbezog, und das Niederländische Pastorkonzil (1966–1970) werden in ihren Anstößen bedacht, dann eigens im IV. Kapitel der Essener Katholikentag (1968), auf dessen Forderungen nach Demokratisierung die Bischöfe mit dem Grundsatzbeschluss zu einer Synode reagieren.

Ringen und Streit um das Statut, in dem Verfahrensfragen und grundlegende ekklesiologische Fragen zu Tage treten und formierend wirken, füllen das V. Kapitel. Die Arbeit der Vorbereitungscommission (Kapitel VI) erweist sich als nicht nur inhaltsbestimmt: Wie gelingt es, die Katholiken zu interessieren, gar zu beteiligen? Wie ist eine soziologische und theologische Repräsentativität der Mitglieder zu erreichen bzw. zu garantieren? Wie gelingt das Verhältnis zur Öffentlichkeit – innerkirchlich wie außerkirchlich-gesellschaftlich? Ist die Synode ein sakraler oder ein profaner Vorgang – in der Kirche? Schließlich die Konstituierung der Synode (Kapitel VII): in der Würzburger Kathedrale, aber mit parlamentarischer Sitzordnung; die Wahl der Synodenorgane als Verselbständigung oder Subjektwerden der Synode; die Bedeutung der Geschäftsordnungsdebatte, des Verfahrens.

Orientierung und Übersicht erleichtern die theologischen Zwischenreflexionen am Ende eines jeden Kapitels und die abschließende theologische Reflexion (405–425), welche die Dynamik wie die Problementwicklung jeweils nochmals bündelt und reflektiert.

Das Buch ist nicht nur informativ und reflektiert geschrieben; dem Rezensenten, der in Jugend und Studium Zeitgenosse des Geschehens war, sind nochmals wichtige, übersehene Dimensionen aufgegangen. Allen, die Kirche im *Dialog* und in *Gegenseitigkeit* von Laien und Amtsträgern (ob Priester oder hauptamtliche Laien), von Kirche und Gesellschaft, Christen und Säkularen, aber *nicht ohne Entscheiden und Handeln* leben wollen, sei dieses Buch zur historischen und systematischen Erinnerung an blei-

bende Anfänge und notwendige Elemente ehrlich empfohlen. Hier wurde begonnen und zukunftsfruchtig grundgelegt, was die deutschen Bischöfe in ihrem Schreiben *Gemeinsam Kirche sein* (01.08.2015) für die deutsche Kirche programmatisch für die Erneuerung der Pastoral zu fassen und als Stil zu buchstabieren versuchen.

Das Buch taugt für Historiker, Systematiker und Praktiker.

Josef Freitag

Walter Kardinal Kasper, Martin Luther. Eine ökumenische Perspektive, Ostfildern: Patmos Verlag 2016, 96 S., 8,00 €, ISBN 978-3-8436-0769-8 (bzw. 978-3-8436-0770-4 [e-book]).

„Da Luther sich nicht konfessionskirchlich aktualisieren lässt, erhebt sich die Frage: Wie dann?“ (40) „Der wichtigste Beitrag Martin Luthers zur Weiterführung der Ökumene liegt nicht in den bei ihm noch offenen ekklesiologischen Ansätzen, sondern bei seinem ursprünglichen Ansatz beim Evangelium von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und dem Ruf zur Umkehr.“ (68) Kasper geht mit diesen Sätzen seines Berliner Vortrags, aus dem dies Büchlein erwachsen ist, auf seine Weise über die Aussagen von Benedikt XVI. im Erfurter Augustinerkloster hinaus, der auf Luther als gemeinsamen, ökumenischen Zeugen Gottes und Christi verwies, dessen Anliegen es gemeinsam aufzunehmen gelte. Kasper nennt die Quelle: Luther selbst, seine Anliegen, nicht kontrovers, sondern versöhnend gelesen – die Gnade und Barmherzigkeit Gottes als den neuen Namen für Rechtfertigung oder bedingungslose Gnade. Der uns „fremde Luther“, den Kasper in dessen Zeit des Übergangs, eine Zeit von Niedergang

und Aufbruch, stellt, dessen Anliegen er als „evangelische Erneuerung der Christenheit“ formuliert, wird für Kasper zur neuen Chance für heute, für unsere Zeit, die auf ihre (neue) Weise eine Zeit des Übergangs, der Veränderung ist. Kasper liest Luther nicht auf das Kirchenverständnis hin (das zu seiner Zeit noch offen war), sondern tiefer: „Allein die Barmherzigkeit Gottes kann die tiefen Wunden heilen, welche die Trennung am Leib Christi, der die Kirche ist, geschlagen hat. Sie kann unsere Herzen verändern und erneuern, damit wir zur Umkehr bereit sind, uns barmherzig einander zuwenden, einander vergangenes Unrecht verzeihen, uns versöhnen und uns auf den Weg machen, um geduldig Schritt für Schritt auf dem Weg zur Einheit in versöhnter Verschiedenheit zusammen[zufinden.“ (68)

Die Stärke der Schrift liegt nicht darin, etwas bahnbrechend Neues zu bringen, sondern Kaspers eigene theologische, ökumenische Kompetenz und die Ergebnisse der Lutherforschung, die in den Anmerkungen ausgewiesen und so zusammenfassend zugänglich gemacht werden, fruchtbar zu machen in der Lebenserfahrung eines „Alten“, der auf das Wesentliche, die Wurzeln und die Ziele schaut, und deswegen die Perspektive,

die Haltung und die Bereitschaft der Barmherzigkeit und der Versöhnung nicht nur starkmacht, sondern in ihrer Stärke und ihrer Ursprünglichkeit bei Luther mit den von Leid und von theologischer Forschung geschärften und barmherzig gewordenen Augen anschaut und aufdeckt. Man kann und darf Luther und die Gegenwart so lesen, wenn man dazu bereit ist, wenn man sich von Geschichte, gegenwärtigem Geschehen und vom Evangelium her dazu anleiten lässt.

*Ursula Lievenbrück, Zwischen donum supernaturale und Selbstmitteilung Gottes. Die Entwicklung des systematischen Gnaden trak tats im 20. Jahrhundert, Münster 2014 (STEP 1), 1065 S., 84,00 €; ISBN 978-3-402-11890-0.*

Gottes Gnadenhandeln am Menschen ist das zentrale Motiv christlicher Verkündigung. Umso wichtiger ist die Sprachfähigkeit darüber, was dies konkret bedeutet. Vergleicht man dogmatische Handbücher zur Gnadenlehre vom Beginn des 20. Jahrhunderts mit den heutigen, zeigen sich methodische Veränderungen (u. a. von einer minutiösen begrifflichen Analyse zu einem stärker exegetischen und theologiegeschichtlichen Vorgehen), aber auch bedeutende inhaltliche Verschiebungen – ein bekanntes Thema ist etwa die Frage nach dem Heil der Nichtchristen. Diese Entwicklungen, ihre Brüche und Kontinuitäten nachzuzeichnen, hat sich Ursula Lievenbrück mit ihrer Dissertation „Zwischen *donum supernaturale* und Selbstmitteilung Gottes“ zur Aufgabe gesetzt. Die detaillierte und sprachlich gelungene Arbeit wurde mit dem Universitätspreis der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg sowie

Wer sucht, wie er mit Luther und der Reformation neu und versöhnend statt einseitig umgehen kann, der wird hier fündig: in möglicher, verantworteter Haltung wie Perspektive und in weiterführenden, fruchtbaren Verweisen. Vgl. jetzt auch den Gemeinsamen Text von EKD und Dt. Bischofskonferenz zum Reformationsgedenken *Erinnerung heilen – Jesus Christus bezeugen* (16.9.2016), dessen Anliegen und Weg Kasper in seiner Weise beispielhaft realisiert.

Josef Freitag

mit dem Albertus-Magnus-Preis des Bistums Augsburg ausgezeichnet.

In einem *ersten Hauptteil* zeichnet Lievenbrück die neuscholastische Gnadenlehre in den einschlägigen Handbüchern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nach. Der Aufbau folgt systematischen Gesichtspunkten und verzichtet bewusst auf eine Gliederung nach Personen oder Strömungen. Die lange dominante, aber in der jüngeren Theologengeneration vor allem noch dem Namen nach bekannte Neuscholastik wird mit ihren Gnaden trak taten sachlich und differenziert dargestellt, konkrete Inhalte und Grundüberzeugungen aber auch klar problematisiert. Der *zweite Hauptteil* nimmt dann die „Zeit des Umbruchs“ (also die 1960er und 70er Jahre) in den Blick, in welcher sich die dogmatischen Handbücher von der bisherigen Schultheologie lösen, aber – sei es durch Anknüpfen oder Abgrenzen – weiterhin stark auf sie beziehen. Es ist schade, dass hier eine Entfaltung der entscheidenden Einflüsse von liturgischer, biblischer oder ökumenischer Bewegung, Verkündigungstheologie, „Nouvelle theologie“ usw. in jener Zeit kaum geleistet wird (worauf die Autorin auf S. 522f. auch ausdrücklich hinweist). Lievenbrück nennt bei aller

zunehmenden Pluralisierung als gemeinsame Charakteristika für diese „nachneuscholastische“ Zeit bzgl. der Gnadenlehre u. a. eine deutlichere Einbindung in das Gesamtspektrum der Dogmatik, eine Renaissance biblischer Verheißungsbilder oder den normativen Vorrang des universalen Heilswillens Gottes vor dessen Souveränität. Schließlich findet sich im relativ knappen *dritten Teil*, der zugleich als Fazit der Arbeit dient, ein Ausblick auf Standardwerke zur Gnade seit den 1970ern bis in die Gegenwart (wie etwa jene von Gisbert Greshake, Otto Hermann Pesch, Thomas Pröpper oder Jürgen Werbick). In 15 Thesen reflektiert Lievenbrück die zentralen charitologischen Fragen des 20. Jahrhunderts (Prädestination, Natur und Gnade, Sozial- und Weltbezug, Freiheit, ...), die entsprechenden Umbrüche und deren Konsequenzen für die Gnadenlehre in der Gegenwart. Inhaltlich ist ihr zentraler Gedanke, Gnade als Begegnungsgeschehen zwischen Gott und Mensch zu verstehen.

Wegen ihres Umfangs (fast 1000 Seiten Text) und nicht zuletzt durch ihre Konzeption als wissenschaftliche Qualifikationsschrift, die nicht auf kompakte Überblicke zielt, erweist sich die Arbeit für die Lektüre als eher sperrig. Daher sollten die Abschnitte besser diachron gelesen werden, also jeweils zu konkreten Themenkomplexen die entsprechenden Passagen in den drei genannten Hauptteilen. Hierbei bieten die Thesen am Ende eine lohnende Orientierung. Auf diese Weise kann man – um nur ein Beispiel anzuführen – u. a. gut die sich verändernde Bedeutung der *gratia increata*, also der „ungeschaffenen Gnade“, in den theologischen Handbüchern verfolgen: Der Begriff steht schlicht für die Liebe Gottes zu den Menschen und seine Hingabe an ihn. In der neuscholastischen

Gnadenlehre selbst wird er aber kaum weiter entfaltet, sondern bleibt im Hintergrund – als Ursache der „geschaffenen Gnade“ (*gratia creata*), einer fast schon dinglich verstandenen „Zwischengröße“ im geschöpflichen Bereich. Bis in die 1960er Jahre setzt sich dann die Fokussierung des Diskurses auf die „ungeschaffene Gnade“ durch. Entscheidend werden personal-relationale Kategorien, um die Gegenwart des sich zuwendenen Gottes zu beschreiben. Alle Wirkungen der Gnade, also auch die Verwandlung des erlösten Menschen, müssen als „geschaffene“ Vermittlungsweisen von dieser entscheidenden Realität her gedacht werden. Doch setzt auch in jüngerer Zeit bspw. das nachkonziliare Erfahrungspostulat stärker bei der Vermittlung der Gnade an und nicht primär beim Streben Gottes zum Menschen hin. Die kritische Auseinandersetzung mit der minutiösen Differenzierung des Begriffs „Gnade“ in der Neuscholastik ermutigt hier dazu, sich die Notwendigkeit seiner deutlichen theozentrischen Rückbindung und Integration bewusst zu machen.

Lievenbrücks Buch kann mit etwas Geduld eine große Hilfe sein, die jüngere Geschichte der Gnadenlehre nachzuvollziehen, aber auch um allgemein einen Einblick in die Auseinandersetzung mit der Neuscholastik Mitte des 20. Jahrhunderts zu erhalten. Nicht zuletzt unter Berücksichtigung der zunehmenden Bedeutung der analytischen Philosophie in der Theologie, die durchaus eine gewisse strukturelle Nähe zur Neuscholastik aufweist, ist eine solide Kenntnis dieser historischen Richtung und der auf sie folgenden Entwicklungen sinnvoll.

*Dominique-Marcel Kosack*